

Monatsblätter

der

Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde

Postcheckkonto Stettin 1833.

Der Nachdruck des Inhaltes dieser Monatsblätter ist unter Quellenangabe gestattet.

Als ordentliche Mitglieder sind aufgenommen: in Stettin die Herren Direktor der Diskontogesellschaft W. Krüger, Apothekenbesitzer P. Titschack und Apothekenbesitzer Dr. Springer; ferner die Herren Buchhändler M. Goldschmidt in Starogard i. Pom. und Reg.-Baumeister Hoffmann in Stolp.

Wir bitten erneut und dringend, auch besonders die Kreise, Magistrate und Vereine um baldige Einsendung der fälligen Jahresbeiträge auf unser Postcheckkonto Stettin Nr. 1833. Zahlkarte hatten wir unserem Januar-Monatsblatt beigelegt. Namentlich bitten wir die Herren Pfleger um Einziehung der rückständigen Beiträge von mindestens **Rm. 5,—** für jedes Mitglied. Die Gesellschaft ist anders nicht in der Lage, bei dem nur spärlichen Eingang der Jahresbeiträge ihren Aufgaben nachzukommen.

Der Vorstand.

Der Logengarten in Stettin.

Von Dr. C. Friedrich.

(Nach einem Vortrage am 27. Februar 1928.)

Seit 100 Jahren liegt auf der Höhe zwischen Hellwigblock, Steinstraße und Unterwiek an der Straße, der er den Namen gegeben hat, der Logengarten. Wie ist er dort entstanden? Die Loge ist durch ihn mit der sehr viel älteren Schützengesellschaft verknüpft. Als wegen des Festungsbaues die Vogelstange verlegt werden mußte, erhielten die Schützen durch König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1735 dort ein wenig ertragreiches Stück Feld und bauten ihre Vogelstange, „eine große Maschine von über 20 Stück Holz“, auf; in einer Veranda des jetzigen Gartens hat Herr Kunstmaler Dittmer diesen Vogelstangenberg dargestellt. Der Platz war nur für die Zeit des Schützenfestes umsonst angewiesen. Später glaubte aber „die Schützenkompanie der Bürger und Kaufleute“, wie sie damals hieß, der Berg gehöre ihr, und auch die Stadt hatte 1828 nichts dagegen, daß sie ihn an die Loge auf 30 Jahre für jährlich 40 Taler Zins verpachtete, da sie selbst dort nicht mehr schießen durfte. Der „Loge

zu den drei Zirkeln“ war damals ihr Pachtgarten, der oberhalb des Hauses am Westendsee nach der Stadt zu lag, durch Verkauf verloren gegangen. Andere Gärten, die angeboten wurden, wie der an der Stelle des jetzigen Hellwigblocks, waren ungeeignet erschienen. Als die Pachtzeit abgelaufen war, kam es nach mancherlei Hin und Her zu einem neuen Vertrage auf 10 Jahre für 500 Taler jährlicher Pacht, und die Loge dachte bald an den Kauf. Da erinnerte sich die Stadt ihres Eigentumsrechts, einigte sich aber schließlich mit den Schützen und überließ ihnen das Grundstück für 1500 Taler. Diese verkauften dann am 1. April 1868, also vor 60 Jahren, den Vogelstangenberg für 30 000 Taler an die Loge zu den drei Zirkeln.

Der Platz, der heute unten 60 m, oben 100 m breit und bis 170 m tief ist, war damals kleiner. Die Loge hat ihn durch Kauf erweitert, aber auch durch Verkauf und für Straßenanlagen manches wieder abgegeben. Ich will auf die Einzelheiten nicht eingehen, so interessant es ist, die zahlreichen Veränderungen des Eigentums auf einem so kleinen Flecke zu verfolgen.

Wie sehr hat sich auch die Umgebung verändert: damals Feld und Garten, hölzerne Gartenhäuschen und einstöckige hölzerne Wohnhäuser, an der Wiek unten einst ein Hammelstall, ungleiches Terrain, schlechte Landstraßen und ein tief eingeschnittener Hohlweg zur Oder, Festungswerke und Anlagen auf dem Glacis. Für die Ankäufe waren maßgebend freier Zugang, Streit über Wegegerechtigkeit mit Nachbarn, die früher über den Vogelstangenberg gegangen waren, bessere Grenzen, Beseitigung störender Nachbarn, Verhinderung des Bebauens der Aussicht, Vergrößerung. Durch den Ankauf kamen an der Ostseite ein paar schmale Streifen an die Loge, die von den Schützen vorher in Zeitpacht vergeben waren. Dazu wurden erworben im Osten von dem Konditor Vetter 1828 die Grundstücke an der Unterwiek, die damals die Nr. 34/35 führten (3000 Taler), im Südwesten von dem Pfandleiher Padur 1833 die Parzelle neben dem Friedhof der französisch-reformierten Gemeinde (500 Taler), im Westen von den Geschwistern Lorenz 1850 Gartenland zwischen der jetzigen oberen Steinstraße und der Straße am Logengarten (180 Taler), im Osten von dem Kaufmann Wutsdorf 1864 das Grundstück an der Unterwiek Nr. 33 (2563 Taler), im Südwesten von dem Restaurateur Kriesen 1897 seine Tabagie an der Steinstraße, deren zweifelhaftes Publikum Geheimrat Magunna in seinem Buche „Aus vergangenen Tagen“ geschildert hat, im Osten von Rentner Wolter 1908 die Villa mit der alten Nr. 32 (55 000 Mark).

Abgegeben wurden durch Verkauf eine Parzelle im Nordosten an die Erben von Melle 1878 am Ende der Sackgasse am Nordrande des Gartens, ferner Streifen Landes für die Herstellung der Straße am Logengarten, der Steinstraße und der Unterwiek und ebenso an die Stadt zwei Wiesen (1905); endlich durch Verkauf seit 1912 die Parzelle an der neuen oberen Steinstraße und der nach Westen gerichteten Logengartenstraße.

Was hat die Loge auf ihrem Besitz geschaffen? Ein Gesell-

schaftshaus war sofort geplant, hinderlich aber war, daß es im ersten Rayon der Festung liegen sollte. Berghaus meint in seinem „Landbuch“, die Loge habe durch ihre guten Beziehungen zum Festungskommandanten v. Zepelin und zu Berliner Kreisen bis zum König hinauf die harten Bestimmungen nicht zu fühlen brauchen; er irrt: diese Bestimmungen wurden in voller Strenge angewendet. Ein Beweis dafür sind schon die Baupläne für das Gesellschaftshaus. Der erste Vorschlag: ein Haus mit Strohdach, zwei Siebelstuben und einem Balkon wurde abgelehnt, ebenso der zweite, der im Gegensatz zum ersten ein stark massives Haus mit zwei Stockwerken vor sah, das im Falle der Belagerung als Blockhaus verwendet werden konnte. Das noch heute stehende Gebäude erhielt im Mai 1928 den Konsens, natürlich unter der üblichen Bedingung, daß es sogleich abzubrechen sei, wenn die Kommandantur es verlange; das Material sei wegzuschaffen oder werde auf Kosten der Loge weggeschafft werden. Und noch ein paar Beweise dafür, wie genau es die Militärbehörde nahm: der Konditor Better hatte in einem Gartenhäuschen einen eisernen Ofen, er mußte weggenommen werden; im Gesellschaftshaus waren nur ein Kochofen aus zusammengesetzten Platten auf eisernen Füßen und drei transportable Heizöfen erlaubt. Bei einer Revision der Festung im Juli bemerkte man, daß ein Keller ausgehoben werde; sofort erging der Befehl, ihn wieder zuzuschütten (wann die jetzt vorhandenen zwei kleinen Keller eingerichtet worden sind, ist mir unbekannt). Während im zweiten Festungsranyon die Gebäude, die ich im Generalanzeiger einmal geschildert habe, in Halbsteynen mit Holzverkleidung gebaut werden durften, war hier nur Holz zu verwenden „ohne alles Mauer- und Lehmstakenwerk“. Zwischen die äußere und innere Holzwand aus Kiefernholz kam Füllholz; die Dicke der Außenwände betrug 25 cm, die der inneren 15 cm. Das Fundament aus Mauersteinen durfte nur $\frac{1}{2}$ Fuß hoch sein und ganz wenig herausragen. Trotzdem ist das Haus noch heute in gutem Zustande und könnte noch lange stehen; es wurde durch keine Belagerung bedroht und war dauerhaft gebaut. Den Grundriß entwarf der Zimmermeister Kämmerling unter der Leitung des Landbaumeisters Henke, der 10 Jahre vorher die Pläne der Frau Geheimrätin Tilebein in Züllchow ausgeführt hatte. Nicht vergessen sei auch die Kommission der Loge, die die Beschaffung der Gelder, den Bau des Hauses und Anlage des Gartens unter sich hatte: Justus Günther Grafmann, Professor am Königlichen und Stadtgymnasium, der an der Spitze der Loge stand (gest. 1852), Friedrich Wilhelm Gribel, Kaufmann und Stadtrat, Premierleutnant Matthias, Intendanturrat Voß, Kaufmann Martini, Kaufmann Wachenhusen.

Das Haus ist $25\frac{1}{2}$ m lang und $12\frac{3}{4}$ m tief, in wohl abgewogenen harmonischen Verhältnissen angelegt, im Osten in der Mitte ein Saal von $12\frac{1}{2}$ m Länge, links ein Damen- und rechts ein Herrenzimmer, neben diesem nach Westen ein Speisezimmer, dazu Schrankstube, Küche, Wirtschaftsräume, oben in der Mitte einige Räume, die jetzt von dem Ökonomen benutzt werden. Die

Höhe des unteren Stockwerkes beträgt 13 Fuß im Lichten und oben 11 Fuß im Lichten. Das Holz war schon im Frühjahr 1828 gekauft worden, wurde auf einem Holzplatz zugerichtet und im September aufgerichtet. Aus Furcht vor dem Schwamm in dem feuchten Herbst und Winter wurde es erst im Frühjahr 1829 vollendet, nur zwei Zimmer unten (Billard und Spielzimmer) und zwei Zimmer oben (für die Damen und den Ökonom) waren eher fertiggestellt worden. Für das Dach wurden schließlich nicht Schindeln, sondern Zink genommen. Im Aufbau zeigen sich dieselben harmonischen Verhältnisse wie im Grundriß und die Formen des Klassizismus damals zu Lebzeiten Schinkels. Unter der Einwirkung der Antike auch hier Architrav und Fries, Pilaster mit Basis und Kapitell. Die Fugen sind sorgfältig mit Leisten überdeckt, die Fenster groß und schlicht umrahmt; die Sohlbänke springen stärker vor, Türen und Fenster haben oben Sprossenverzierungen in verschiedener Ausfüh- rung. Der erste Anstrich in Ölfarbe war bräunlich-gelb, für die Türen gelb-grau. Die Handwerker seien wegen ihrer tüchtigen Arbeiten genannt: Zimmermeister Mandelkow, Tischlermeister Drey- jahr, Schlossermeister Spiering, Klempnermeister Modtel, der sein Material aus Neustadt-Eberswalde bezog, Glasermeister Krefmann, Malermeister Lengerich sen., für Draht und Nägel Kaufmann Schubert. Der Wert des Materials betrug 3300 Taler, die Arbeit kostete rund 4000 Taler. Nach Osten wurde ein Portikus auf vier dorischen Säulen aus Eichenstämmen vorgelegt. In eine der Säulen barg man eine Flasche mit Nachrichten über die Gründung, einer Mitgliederliste und einigen Gegenständen. Sie ist bei einer Aus- besserung der unten morsch gewordenen Mittelsäulen nicht gefunden worden, während der Knopf der Wetterfahne eines Gartenhauses im Südosten ein Schriftstück von 1828 enthielt, das im Archiv der Loge aufbewahrt wird und Mitteilungen über das schlechte Wetter der Monate, über Mizerente und hohe Preise enthält. Die Gesamt- kosten aller Bauten und der Bewehrung des Gartens werden in ihm mit 12 000 Talern angegeben. Die Treppe zum oberen Stock- werk ist geschickt angelegt und zeigt tüchtige geschmackvolle Arbeit. Die Innenräume sind schlicht gehalten; heute wirken sie durch die moderne Wandbekleidung und Ausstattung unschön. Der Bau aber zeugt von gutem Geschmack und künstlerischem Verständnis; er übertrifft in mancher Beziehung das Tilebeinhaus.

Die Lage des Hauses im Garten wurde eingehend überlegt, ebenso die Anlage des Gartens, über die mehrere Entwürfe vor- liegen. Die Planierung des Geländes war Pionieren übertragen worden. Diese hatten den Rasen vernichtet und manche der hohen Bäume des Schützenplatzes abgehauen. So bot der Garten zunächst einen traurigen Anblick; ein Zelt gab in den ersten Jahren Schutz. Der Platz vor dem Haus nach dem Wasser zu wurde so groß ab- gemessen, daß er für eine zahlreiche Gesellschaft genügte und doch nur so groß, daß er sich übersehen ließ und alle sich als ein Ganzes fühlen konnten. Er sollte von den übrigen Gärten nicht völlig ab- geschnitten werden, schöne Aussicht von jedem Punkte bieten und

Schutz gegen Sonne und Wind haben. Vor dem Hause wurde ein Rasenplatz angelegt, im Südwesten hochstämmige Linden gepflanzt, unter denen ein Durchblick möglich war, gegen Osten eine Reihe von Lauben für den Frühling und Herbst, „wo man die Sonne nicht flieht“, im Westen Ahornbäume, sonst Rasenplätze, Gebüsch, schattige Laubengänge. Der Obergärtner Timme entwarf die erste Bepflanzung; die Bäume und Sträucher ließ Friedrich Wilhelm Gribel aus Magdeburg kommen; er besorgte auch den englischen und holländischen Kies für die Wege. Die Anlagen sind später mehrfach geändert worden; ein Springbrunnen vor dem Hause, eine Knabenfigur, über die ein spärlicher Wasserstrahl aufstieg („der kleine Enzmann“), wurde am Anfang dieses Jahrhunderts wieder entfernt.

Der Abhang nach der Oder wurde bei der Anlage des Gartens terrassiert und eine von der Militärbehörde erlaubte 6 Fuß breite Holztreppe hinunter gelegt. Die Nischen auf der einen Terrasse nannte man wohl die „Erbgräbnisse“; vor einem Gebüsch steht wirkungsvoll die Figur der Sakuntala von dem Bildhauer Kuhse, die von der Familie Köpke gestiftet wurde. Von der Südecke der obersten Terrasse betrat man einen 1828 geschaffenen Altan, der auf 17 Fuß hohen Holzsäulen ruhte, in die so manches Herz hineingeschnitten sein soll; er war 40 Fuß lang und 20 Fuß breit. Die Nordseite begrenzte ebenfalls eine kleine Terrasse und anschließend eine Veranda und ein Turm. Eine dunkle, dumpfige Veranda schloß gegen die Villa nach Osten ab, und den Platz vor dem Gesellschaftshause begrenzten im Westen eine halbrunde Veranda, die später durch die noch vorhandene ersetzt wurde; nach Norden eine Schutzwand gegen den Wind und dahinter der Musikpavillon, Waschküche, Eiskeller, Holzstall, Retirade (die jetzige von 1913), eine Halle in der Nordwestecke, in der früher ein Stall stand, lagen oder liegen in dem Garten, dazu der herrliche Spielplatz und die Tennisplätze. Die jüngste Veranda in der Südostecke über einem zweistöckigen Unterbau wurde mit bedeutendem Kostenaufwande 1895 geschaffen, bietet aber zu wenig Windschutz. Die Rückwand bedeckte Herr Kunstmaler Wittmer oben und im mittleren Stockwerk mit je fünf Wandgemälden, von denen die oberen leider stark zerstört sind, da sie eines Schutzes gegen die Witterung lange entbehrten. Wir sehen die Oderburg, den Vogelstangenberg, das Mehltor (an der Mittwochstraße), den Heumarkt, die Langebrücke, dazu eine größere Landschaft; im unteren Stockwerk Bleichholm, Försterei Bodenberg, Lübsche Mühle, Försterei Hökendorf, Küstenbild von Rügen. An der Straße unten Gartenbeete und ein Treppenhause; ein Wintergarten ist ein sogleich geäußerter aber nie erfüllter Wunsch geblieben.

Für die Verwaltung von Haus und Garten wurde im Frühling 1828 eine Gartendirektion gebildet und ihre Instruktion im März 1829 von der Loge bestätigt. Im Januar wurden die sieben Mitglieder gewählt „unbeschadet der Wirkung sämtlicher Mitglieder“. Die ersten waren: Tobsst (Leitung und Korrespondenz), Matthias, Martini, Rahdes (Ökonomie), Lemonius und Pizschky

(Ordnung und polizeiliche Beaufsichtigung), E. W. Weinrich (Kasse). Sie hatten von vornherein namentlich auch die Vorschläge zur Aufnahme von Teilnehmern zu prüfen, die nicht Mitglieder einer der beiden hiesigen Logen waren; diese mußten durch Mitglieder der Loge in Vorschlag gebracht werden und wurden vom 1. 4. auf ein Jahr Mitglieder der Logengartengesellschaft. Die Direktion hielt im März und April wöchentlich Sitzungen, später tagte sie nach Bedarf. Am 1. 4. legte sie Rechnung ab und stellte den neuen Etat auf.

Die ältesten „Bestimmungen für sämtliche Teilnehmer am Logengarten“ liegen noch in einem lithographierten Exemplar vor. Der jährliche Beitrag mit Einschluß der Kosten für die Musik, die zwölfmal im Jahre am Dienstag bei gutem Wetter veranstaltet wurde, betrug 4 Taler für die Familie; zu dieser wurde gerechnet die Frau und alle Hausgenossen, die zugleich Tischgenossen sind und zu den nahen Verwandten gehören, d. h. Mutter, Schwiegermutter, Schwester und Schwägerin ohne männlichen Vorstand, Bruder und Schwager, die nicht selbständig sind. Auswärtige als Gäste mußten einem Mitgliede der Direktion vorgestellt werden und trugen sich in ein Fremdenbuch ein. Die Preise für Speise und Getränke waren aus einer Tafel zu ersehen; man zahlte sogleich. Kinder und Gesinde dürfen Bäume, Sträucher, Hecken, Blumen, Beete und Anlagen nicht beschädigen, namentlich keine Zweige, Blumen oder Blüten abpflücken und die Rasenplätze nicht betreten, Hunde dürfen nicht mitgebracht werden; eine Ubertretung kostet zehn Groschen für die städtische Armenkasse. Die §§ 9 und 10: „es wird gewünscht, den Gebrauch des Hutabnehmens beim Grüßen im Garten bloß gegen die Damen beizubehalten“ und „es gehört zu den Grundsätzen der Loge, allen äußeren Prunk zu vermeiden. In dieser Hinsicht werden die Damen höflichst ersucht, in ihrem Anzuge die möglichste Einfachheit, gleichwie für einen Familienzirkel zu beobachten“. Heute sprechen zwei Tafeln zu den Besuchern: „Hunde dürfen nicht mitgebracht werden. Radsfahren im Garten ist verboten“ und „Nur Mitgliedern ist der Eintritt gestattet. Einführung Einheimischer ist nicht erlaubt“.

Der Garten erfreute sich sofort großer Beliebtheit, er war „eine neue Entdeckung für die Stettiner“. Es traf sich gut, daß in demselben Jahre die Anpflanzungen auf dem Glacis bis zu dem Vogelstangenberg erweitert und zugänglich gemacht wurden. Man bewunderte die Anlagen und die Lage des Logengartens. Die Gesuche um Aufnahme in die Gartengesellschaft waren so zahlreich, daß man in Einhalt tun mußte; oft waren 500—600 Personen versammelt, obwohl die Bequemlichkeit zuerst gering war. Die Loge brachte bewußt ein großes Opfer, indem sie nicht allein blieb, sondern sich in den Dienst der Allgemeinheit stellte und die übrigen Stettiner an dem Naturgenusse teilnehmen ließ. Sie hat viel Dank geerntet und starke Anhänglichkeit an den Garten geweckt; er gehört noch heute zu den bekanntesten und beliebtesten in Stettin und hat im Leben vieler Stettiner eine Rolle gespielt. In den Bilderserien von Stet-

tin, die besonders vor und nach 1850 erschienen, ist der Logengarten fast immer vertreten. Aus den nicht sehr zahlreichen Erwähnungen in der Literatur seien zwei mitgeteilt: Marie Silling erzählt in den „Jugenderinnerungen einer Stettiner Kaufmannstochter“ von den Vergnügungen dort, bei denen sie den alten Herren die neuen Tänze (1862) vortanzte: Mazurka, Warsowienne, Sizilienne, Krakowienne, „die meines Erachtens alle anmutiger waren als die heutigen uns von Amerika überkommenen Tänze“. Neben dem fröhlichen ein melancholisches Bild aus demselben Jahre 1862 nach einem Briefe der von Herrn Prof. Dr. Altenburg veröffentlichten Korrespondenz von Dr. Stahr: „Der alte Direktor Hasselbach klagt, daß alles um ihn herum weggestorben. Bis vor kurzem traf er (wie gewöhnlich seit einem halben Jahrhundert) den Schulrat Grafmann im Logengarten. Das war der letzte, der ihm geblieben; denn auch im Logengarten hat sich inzwischen drei bis vier Mal die Gesellschaft erneuert, der alte Grafmann kann aber vor Schwäche nicht mehr ausgehen, und da geht denn Hasselbach, weil das seine Gewohnheit, jedesmal bis an die Gartentür und kehrt dann um, sehr betrübt. Drinnen kennt er niemand.“

So berührten sich dort die Generationen, die einen wuchsen heran und die anderen starben ab; die Kleinen spielten fröhlich, die Größeren schäkerten; wie sollte die Liebe nicht eine bedeutende Rolle gespielt haben; eine Verlobungsbank, ein Verlobungsgang und eine Verlobungskette zeugen davon. „Die geschmackvolle innere Einrichtung und Aussicht von einem Altan über die Niederung“ wird 1850 gerühmt. Die Aussicht von ihm — es ist der in der Südostecke — ist mehrfach wiedergegeben worden; von ihm zeigte sich am besten „die ausgezeichnet schöne Lage des Gartens, welche wohl bei Stettin nicht ihresgleichen hat“. Der Satz gilt noch heute, wenn der Blick sich auch mit der Stadt, die von 27 000 Einwohnern auf etwa das Zehnfache der Zahl anwuchs, sehr verändert hat. Jetzt blicken wir auf das Herz der Stadt über die Schlächterwiesen und den Oder=Dunzig-Kanal auf den Freihafen; wo einst Ruhe und Behaglichkeit herrschten, jetzt überall reiches Leben und Treiben. Der Garten ist noch immer einzig in seiner Art; möge er erhalten bleiben, nachdem so viele Gärten an der Oder — ich denke an Frauendorf, Patmosinsel, Goglow — verschwunden sind. Er ist ein Dorado der Kinder und alten Damen, aber auch für viele andere Stettiner ein unerfleklicher Ort ruhiger Erholung und einfacher Geselligkeit. Der Logengarten ist eine Stätte der Erinnerung, gehört aber nicht nur der Vergangenheit an, sondern auch der Gegenwart und hoffentlich der Zukunft.

Nochmals das Haus in Stettin Luisenstr. 13.

C. Fredrich hatte in den Monatsblättern (1923 S. 10) die Geschichte des Hauses gegeben, dessen vorhandener Bau vermutlich durch den Kaufmann Belthusen errichtet wurde, nachdem dieser das Grundstück 1778 erworben hatte. Ich selbst (Mbl. 1925 S. 26)

hatte auf die innigen Beziehungen zu den Bauwerken Berlins und Potsdams verwiesen. Wer den Bau geleitet, welche Handwerker ihn ausgeführt, darüber können wir nur Vermutungen aussprechen, weil die schriftlichen Überlieferungen fehlen. Neuerdings glaubt Dr. Hans Vogel den Architekten ermittelt zu haben. Er hat seine Mitteilungen als Dissertation der Universität Leipzig behandelt, die jedoch nicht gedruckt wurde, und danach an drei Stellen veröffentlicht:

Deutsche Bauzeitung, Berlin, 1926 S. 385, Stettiner Baukunst um 1800.

Zeitschrift für bildende Kunst, Leipzig, 60. Jg. S. 168 (Oktober 1926), Der Berliner Klassizismus und die Baukunst der Provinz.

Unser Pommernland, Stettin, 12. Jg. 1927 (Januar) S. 18, David Christlieb Meyer.

Die preußische Staatsverwaltung war im 18. Jahrhundert bestrebt, die feuer sicherere Bauweise in den Städten und damit auch deren künstlerische Erscheinung zu fördern. Was Stettin betrifft, so sind wir über die Vorgänge in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gut unterrichtet, da die umfangreichen Schriftsachen über Anträge und Gewährung von Beihilfen erhalten sind. (Im Staatsarchiv Stettin, Kriegsarchiv, 15 Bände. Vgl. Friedrich, Mbl. 1925 S. 2 und 9.) Die Baubeamten hatten die Entwürfe und Kostenanschläge zu prüfen; in vielen Fällen war ihnen die Leitung der Bauten anvertraut. Die Häuser sind in Zeichnungen dargestellt, durchweg recht kleinen Maßstabes. Dr. Vogel hat diese Schriftsachen benutzt, einige der Zeichnungen wiedergegeben, die Herkunft derselben jedoch nirgend ausgesprochen. Das Velthusen'sche Haus ist in den Schriftsachen nicht vertreten; der Eigentümer hatte keine staatliche Beihilfe beantragt.

Im Herbst 1795 suchte Hauptmann v. Schwichow um Unterstützung für ein in der Großen Wollweberstraße errichtetes Wohnhaus nach, welches durch Umbau eines älteren Hauses hergestellt war und damals bereits vollendet stand (Bd. 13 u. 14). Die Prüfung besorgte Landbaumeister D. Ch. Meyer. Die Zeichnung ist von ihm nicht unterschrieben. Das Haus hatte eine symmetrisch angelegte Ansicht, zwei Geschosse hoch, sieben Fenster lang, über niedrigem Erdgeschoß mit korinthischen, durch beide Geschosse reichenden Pfeilern bekleidet, das mittlere Joch durch ziemlich steilen Giebel mit Wappen ausgezeichnet, darüber ein gebrochenes Dach. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Velthusen'schen Hause, Luisenstraße 13, Ecke der Kleinen Wollweberstraße, ist unmerkbar. Die zeichnerische Darstellung des Schwichow'schen Hauses ist auffallend mangelhaft; so schlecht wie gezeichnet kann die Verbindung des ansteigenden Giebelgesimses mit dem wagerechten Gebälk nicht gewesen sein; alle Einzelheiten erscheinen mißverstanden. Hinter der Schönheit der Verhältnisse und der Sorgfalt der Durchbildung des Velthusen'schen Hauses bleibt die Zeichnung weit zurück. War dem Zeichner die Darstellung des Schwichow'schen Hauses gleichgiltig? War dessen Architektur im wesentlichen schon vor der Erneuerung vorhanden, war sie älter als das Velthusen'sche Haus? Oder war sie jünger,

diesem nachgebildet? Das sind Fragen, welche wir nicht zu beantworten vermögen, weil das Schwichow'sche Haus nicht mehr besteht. Daß Landbaumeister Meyer selbst den Bau des Schwichow'schen Hauses geleitet habe, ist nicht erwiesen. Trotzdem erkennt Vogel in ihm auch den Architekten des Velthusen'schen Hauses, datiert dieses auf 1795 und folgert, daß man in Stettin in der stilistischen Entwicklung gegen Berlin um etwa zwei Jahrzehnte zurückgeblieben sei. Das alles wird von dem Verfasser als feste Tatsachen vortragen! Dem ist entschieden zu widersprechen. Die Behauptungen des Verfassers sind als übereilte Schlussfolgerungen zurückzuweisen; sie gewinnen nicht an Glaubwürdigkeit, wenn sie an mehreren Stellen wiederholt werden.

Ein gezeichnetes Werk Meyers (im Amte 1788—1808) ist das Haus des Kriegs- und Domänenrats Zimmermann, vollendet 1788, das noch bestehende Haus Luisenstraße 9; es wurde mit staatlicher Beihilfe errichtet, die Zeichnung trägt die Unterschrift des Architekten (Bd. 10). Hat das Velthusen'sche Haus noch wesentlich barocke Züge, so äußert sich im Zimmermann'schen bewußt der Neuklassizismus.

Die Veröffentlichungen Dr. Vogels haben der Sache kaum genügt. Berichtigt sei an ihnen noch, daß Schinkel niemals ein Lehramt bekleidet, sondern seinen weitgehenden Einfluß durch seine zahlreichen Bauwerke ausgeübt hat.

J. K o h t e.

Das älteste Stettiner Adreßbuch.

Von Dr. D. Altenburg, Stettin.

Als im Jahre 1813 Stettin vom Joch der siebenjährigen Franzosenherrschaft endlich erlöst war, als zwei Jahre später gar das ganze Vaterland befreit war, ging man in unserer Stadt unverzüglich an den Wiederaufbau, das damals sogenannte „Retablissement“. Vor allem galt es, die in der Belagerung zerstörten Wohnhäuser wieder aufzubauen, ganz besonders in den Vorstädten, die am meisten gelitten hatten. Den Wiederaufbau der Unterwiek freilich ließ die Militärverwaltung fürs erste noch nicht zu, aus Rücksicht auf die Sicherheit der Festung. Einige der wohnungslosen Bürger durften sich auf der „Neuen Wiek“, der ehemaligen Katsplantage, ansiedeln, andere hausten in den Kellern der zerstörten Häuser der Unterwiek. Aber auch ein frischer Unternehmungs- und Gründergeist regte sich bald und rief manches Neue ins Leben. Ich erwähne nur die Neugründung der Schiffswerft von N ü s c k e in Grabow (bis 1815 auf der Schiffbaulastadie) und die Errichtung der P o m m e r s c h e n Provinzial-Zuckersiederei 1817. Stettins Bevölkerung belief sich damals auf etwa 25 000 Köpfe. In ihrer Zusammensetzung hatte es in den Kriegsjahren gewiß manche Veränderung gegeben, mit Beginn der Friedenszeit, wo sich das gesamte Wirtschaftsleben neu belebte, wurde diese sicher noch größer: manche alt-eingewohnten Familien verließen die Stadt, andere ließen sich an Orte nieder.

Da mochte sich das Bedürfnis herausstellen, eine Uberschau über den Bestand der Bürgerschaft zu halten, in einem leicht übersehbaren Verzeichnis sich schnell über die Bewohner der Stadt zu unterrichten. Eine Gesamtübersicht war bis dahin wohl nur dem Rat, der Stadtverwaltung, möglich; in den Listen derer, die das Bürgerrecht erwarben (Bürgerbuch), in den Schoß- und Abgabenlisten hatte er die erforderlichen Unterlagen. So fällt in die Zeit des Wiederaufbaus nach den Freiheitskriegen auch die Entstehung des ersten Stettiner Adreßbuches. Das älteste, bisher bekannte derartige Werk war der „Allgemeine Wohnungs-Anzeiger für Stettin auf das Jahr 1829. Herausgegeben von M o r i z B ö h m e, Stettin 1829. Verlag von M. Böhme, Kleine Domstraße Nr. 784“. Dort betrieb M. Böhme eine Buch- und Musikalienhandlung (Ecke Bollenstraße, d. i. heute Kofmarktstraße). Nach der Vorrede war es „der erste Jahrgang des allgemeinen Wohnungs-Anzeigers von Stettin“. In alphabetischer Reihenfolge enthielt der „Wohnungs-Anzeiger“ den Wohnungsnachweis aller „öffentlichen Institute, Hausbesitzer, Beamteten, Kaufleute, Künstler und Gewerbetreibenden“, im ganzen 3180 Nummern. Wie ersichtlich, erfaßte diese Aufnahme noch nicht die gesamte Einwohnerschaft; Berufslose, Tagelöhner, Schiffer u. a. fehlten noch. An dieser Einschränkung hielten auch die folgenden Jahrgänge fest, nur wurde der Titel später geändert; 1834 z. B. lautete er „Allgemeines Adreß-Buch von Stettin auf das Jahr 1834“.

Wie schon erwähnt, kannten wir bisher nur den ältesten Wohnungs-Anzeiger von 1829. Jetzt bin ich in der Lage, einen älteren Stiefbruder desselben nachzuweisen und vorzustellen, dessen Kenntnis ich dem gütigen Entgegenkommen des sehr geschätzten Besitzers dieses Büchleins verdanke. Dieses stammt natürlich aus einer alten Stettiner Familie, die lange Zeit außerhalb lebte und jetzt ausgestorben ist, und ist erst vor einigen Jahren wieder nach Stettin zurückgekommen. Sein Titel lautet:

„Verzeichniß
aller
Stettinschen Eigenthümer
mit Innbegriff
der Lastadie
wie auch
der Ober- und neuen Wieck
nebst
alphabetischem Register.
Stettin 1817,

gedruckt bei Carl Wilhelm Struck.“

Wohl ist der Herausgeber nicht genannt, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß der Verleger und Drucker auch das Büchlein, das in Oktavformat hergestellt ist, zusammengestellt hat. Es handelt sich um Georg Carl Wilhelm Struck, der von 1809 bis 1829 Besitzer der schon damals bedeutenden, 1577 gegründeten Buchdruckerei in der Großen Domstraße war. Strucks Nachfolger wurde H e s s e n l a n d, dessen Namen die Druckerei noch heute führt. Für

die geschäftliche Tüchtigkeit Strucks spricht vor allem die Tatsache, daß eine größere Anzahl umfangreicher und bedeutender Werke von ihm gedruckt wurde. Darum darf man ihm gerade soviel Unternehmungsgest zu trauen, um den Anfang mit der Herstellung eines Adreßbuches zu machen.

Sehen wir uns nun das seltene Büchlein etwas genauer an! Da fehlt vor allem auf dem Titel schon die Unterwiek. Nun, eine bebaute Straße gab es dort 1817 noch gar nicht, wie ich zu Anfang ausgeführt habe. Um so wichtiger ist es, daß der Bearbeiter des Buches die Eigentümer der damals entstandenen Neuen Wiek (Verlängerung der Oberwiek und nördliche Seite der Galgwiese) sogleich aufnahm. Insgesamt enthält das Verzeichnis der Häuser der eigentlichen Stadt 1183 Nummern, an einigen Stellen finden sich Teilungen der Hausnummer in a, b; Nr. 1182 wird sogar viermal (a—d) geteilt. Dazu kommen auf der Lastadie 269 Häuser, auf der Ober- und Neuen Wiek zusammen 145, wiederum mit einigen Zerlegungen a—b bezw. a—d. Somit beträgt die Gesamtzahl der Häuser im Jahre 1817 etwa 1600. Die Zählung der Häuser geht ununterbrochen durch alle Straßen.

Von besonderer Bedeutung ist unser „Verzeichnis“ von 1817 für die Kenntnis der Straßen, Plätze, einzelner Häuser und Höfe. Da finden wir gleich auf der ersten Seite die Rüterstraße, den Teil der heutigen Beutlerstraße, der von der Heumarkt- bis zur Langenbrückstraße reichte. Eins der Häuser dieser Straße mit den Nummern 38 bis 44 gehörte auch dem Jageteufelschen Kollegium, das in der Kl. Domstraße lag (vom Bürgermeister Otto Jageteufel 1399 gegründet). Ohne den Zusatz Straße erscheint die „Haveling“, d. i. der Teil des Bollwerks, der unmittelbar oberhalb der Langenbrücke (heute Hansfabrücke) auf dem linken Oderufer lag. „An der holländischen Windmühle“ umfaßt die Nummern 489 bis 495 und 1182b, c, d, genannt nach der Mühle, die Rosengarten 1 noch bis 1838 stand (vgl. Lemcke-Fredrich, Die älteren Stettiner Straßennamen). Etwa 10 Jahre später ist diese Ortsbezeichnung schon aufgehoben, 1834 findet sich schon der Name „Kleiner Paradeplatz“ dafür. Ähnlich wie die Bezeichnung nach der Windmühle ist die andere „Am Schloß“ für die Häuser Nr. 650 bis 655. Später ist dieser Ortsname bald aufgegeben, und die Häuser zählen zur Fuhrstraße. Genau so ist es mit der Ortsbezeichnung „Hinterm Schloß“ für die Häuser Nr. 832 bis 838; sie gehörten zur heutigen Großen Ritterstraße und werden dieser dann auch in den späteren Adreßbüchern zugewiesen. Statt des heutigen „Marienplatzes“ finden wir 1817 noch „Marien-Kirchhof“, ein Name, der die ursprüngliche Benutzung des um den Mariendom (an der Stelle des späteren Marienstiftsgymnasiums) gelegenen Platzes deutlich erkennen läßt. Dagegen gibt es an der Peter-Paulkirche die „Petri-Kirchenstraße“, an der nur die beiden Häuser 1182a und 1183 liegen, ein Name, der dann einige Jahre später durch „Petrikirchhof“ ersetzt wurde, allerdings nur auf kurze Zeit. Statt des späteren Straßennamens „Hackstraße“ hat das älteste Adreßbuch die ursprünglichere Bezeichnung „In der Hack“, die

sich übrigens im Stettiner Volksmund bis zum heutigen Tage erhalten hat. Diesen Namen reiht sich der ganz ähnliche an „Hinter der Nikolaikirche“ für die Häuser Nr. 948 bis 954; einige Jahre später gehören sie zur Hünerbeinstraße. Außerdem findet sich noch eine „Kirchenstraße“, die die 4 Häuser Nr. 955 bis 958 umfaßt und ebenfalls nahe der Nikolaikirche liegt (diese stand bis 1811 auf dem heutigen Neuen Markt). Diese Kirchenstraße bildete offenbar die Nordseite des Neuen Marktes, dem dann später ihre Häuser auch tatsächlich zugerechnet wurden. Nagelstraße (d. i. Kleine Oderstraße zwischen Baum- und Fischerstraße), Lökknizerstraße (d. i. ein Teil der Fischerstraße) und „An der grünen Linde“ (d. i. ein Teil der heutigen Bollwerkstraße, ehemals unterhalb des Nonnenklosters an der Junkerstraße), umfaßten nur 2 bezw. 5 Häuser, haben sich aber als Bezeichnungen für Stadtteile bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten. Endlich heißt der heute nördlich der Junkerstraße gelegene Teil der Frauenstraße „Am Frauentor“, mit den Hausnummern 1165 bis 1171.

Auf der Lastadie finden wir für die Häuser Nr. 89 bis 100 (die Häuser der Lastadie zählten, wie schon erwähnt, für sich) den Namen „Bei der Stadtwage“. Die Kats- oder Stadtwage hatte die Nummer 91. Dieser Häuserteil wurde später dem Zimmerplatz zugewiesen. Dagegen tragen die Häuser Nr. 101 bis 111 im Jahre 1817 die Bezeichnung „Am königlichen Holzhof“; später gehören sie zur Pladrinstraße. Oberwiek und Neue Wiek entbehren noch besonders unterschiedener Straßen- bezw. Ortsnamen, sie bilden selbst je einen Straßenzug.

Außer jenen noch sehr altertümlich anmutenden Straßen, Stadtteilen und Plätzen ist eine Anzahl einzelner Gebäude und Häuser geeignet, unser Interesse zu erwecken. Da stehen in langer Reihe „Am Berliner Tor“ und „Am grünen Paradeplatz“ 21 Kafematten, unmittelbar am Tor ein erstes und zweites Stockhaus, ein Wacht- haus und ein Torschreiberhaus. Ähnlich sind die Häuser in der Nähe der anderen Tore, zu denen vor dem Anklamer Tor (dem späteren Königstor) noch ein „Klinghaus“ (Nr. 831) kommt. Vorläufig läßt sich die Bedeutung dieses Gebäudes noch nicht nachweisen; 1834 wird es als abgebrochen bezeichnet. Am Königsplatz heißen die Häuser Nr. 816 bis 823 „Prediger- und Professoren- häuser“, wofür später der Name nach dem Besitzer „Marienstifts- häuser“ erscheint. Diesen führen im Verzeichnis von 1817 (wie auch später) nur die beiden Gebäude Nr. 774 und 775 in der Kleinen Domstraße, während Nr. 776 noch den alten Namen „Auditorium“ (zum Doppelgymnasium gehörig) führt. An der Ecke der Luisen- straße und des Roßmarktes steht das „Fontainen-Haus“ (Nr. 756), nach dem großen Wasserbecken genannt, aus dem der Roßmarkt- brunnen gespeist wurde. Am „Heilig-Geist-Tor“ (heute Heiliggeist- straße) ist Nr. 225 das „Kleine Schützenhaus“, Nr. 229 das „Große Schützenhaus“. Ganz alt ist an der Fuhrstraße der „Glends- hof“ (Nr. 631 bis 638), ursprünglich für die Heimatlosen, dann für die Verunglückten und Siechen, ein Name, der erst 1830 durch

„Johannishof“ ersetzt wurde. Häufiger stoßen wir auf „Fleischscharren“ und „Brodscharren“, so in der Frauenstraße, am Fischmarkt, am Krautmarkt, an der Schiffbau-Lastadie; es sind die Verkaufsstände bezw. -buden der Knochenhauer (Fleischverkäufer) und Bäcker, die dann bald eingingen. Innerhalb der Festung war für Gärten wenig Raum; am Pladrin gibt das Verzeichnis unter Nr. 121 „Salingres Gartenhaus“ an und auf der Oberwiek Nr. 63 und 94 a „Belthufens Garten“. Die Inhaber dieser Gartenanlagen waren lange Zeit die führenden und reichsten Männer in der Kaufmannschaft. Zwischen den beiden Gärten Belthufens finden wir das „Bisitirhaus“ (Nr. 68 der Oberwiek). In der „Münchensstraße“ führt das Haus Nr. 603 noch den Namen „Raths-Schule“; es ist das ehemalige Ratslyzeum, auch die „Große Ratschule“ genannt, die seit 1805 freilich schon mit dem anderen Gymnasium vereinigt war. „An der holländischen Windmühle“ führt unser Verzeichnis von 1817 Nr. 495 als „Kleine Baraque“ an, später ein Armenhaus am „Kleinen Paradeplatz“. Trotz alles wirtschaftlichen Aufschwungs fehlt es aber auch nicht an „wüsten Stellen“; so „Hinter der Nicolaikirche“ Nr. 954, in der Kirchenstraße, nicht weit von der ersten Stätte, Nr. 955 und 956 und in der Frauenstraße Nr. 928 bis 931. Bei dem Brande der Nicolaikirche im Jahre 1811 waren diese Häuser wohl mit zerstört; sie wurden später auch nicht wieder aufgebaut.

Nun noch ein kurzer Blick in den Bestand der Bevölkerung! Nichts fällt da mehr in die Augen als die ungeheure Veränderung, die in den 111 Jahren seit dem Erscheinen des ersten Stettiner Adreßbuches vor sich gegangen ist. Nur noch wenige von den Familien jener Zeit haben sich bis heute erhalten oder haben noch die alte Wohnstätte von 1817, so der Kaufmann (Eisenhändler) J. P. Degner in der Beutlerstraße Nr. 60 und der Kaufmann (Destillateur) C. H. Homann (Familie heute schon ausgestorben) in der Großen Domstraße Nr. 668. In derselben Straße besteht auch bis heute noch die Buchdruckerei des Herausgebers des ersten Adreßbuches C. W. Struck (heute Firma Hessenland), dessen Familie freilich nicht mehr vorhanden ist. In der Großen Domstraße Nr. 795 wohnt der Orgelbauer Grüneberg; später heißt er Orgelbaumeister und musikalischer Instrumentenmacher. Familie und Orgelbauanstalt hat sich bis heute erhalten, freilich nicht mehr an der alten Stätte. Welch ein großer Wandel endlich hat sich in den Berufen und ihren Bezeichnungen, im Wirtschaftsleben besonders vollzogen! Ich hebe nur die vielen Bierschenker, Tabagisten, Speisewirte und Herbergierer hervor; außer ihnen gibt es 1817 natürlich schon die eigentlichen Gastwirte. Da gibt es aber außerdem noch solche Handwerker wie: Kammacher, Faszbauer, Stuhlmacher, Kleider- und Knopfmacher, Zeugmacher, Branntweinbrenner, Wraker, Höker, Leinwandweber (Leineweber), Lohgerber, Weißgerber, Zinngießer, Nagelschmiede, Tabakspinner u. a. Sie zeigen deutlich, wie in jener Zeit die eigentliche Industrie noch nicht vorhanden ist, dagegen die Arbeit des Handwerkers vorherrscht. Der Pupillenrat,

der Hoffiskal, der Schulhalter (neben dem Schullehrer), der Nachtwächter und endlich auch der Scharfrichter, sie alle und manche anderen stellen eine von unserer heutigen so ganz verschiedene Kultur dar.

Volkstümliche Krankheitsbezeichnungen aus Pommern.

Von Prof. Dr. A. Haas.

Im pommerischen Volksmunde ist aus alter Zeit eine größere Anzahl von Krankheitsbezeichnungen erhalten, die dem Fernerstehenden höchst fremdartig klingen. Diese Namen, die sich durch mündliche oder zuweilen auch durch schriftliche Überlieferung von Generation zu Generation bis zur Gegenwart weiter vererbt haben, stammen noch aus der Zeit, als die Behandlung der Krankheiten, und zwar der menschlichen ebenso wie der tierischen Krankheiten, lediglich der Volksmedizin überlassen war, als die klugen Frauen ihre Heilspprüche, die sogenannten Bötzeime oder Besprechungsformeln, heilbeteten oder Schäfer, Scharfrichter, umherziehende Quacksalber u. a. ihre Salben und Mixturen an den Mann brachten.

So wie der Grundstock der in großen Mengen vorliegenden Besprechungsformeln im altgermanischen Heidentum wurzelt, so gehen zweifellos auch die volkstümlichen Krankheitsbezeichnungen letzten Endes bis in heidnische Zeiten zurück. Jakob Grimm sagt in bezug auf die Krankheitsnamen (Deutsche Myth. 1. Aufl. S. 674): „Einzelne Beispiele aus diesem verachteten Reichtum unserer Sprache lassen erkennen, wie das Volk mythische Vorstellungen mit dem Ursprung der Krankheiten verband. Gleich anderen Übeln schienen sie ihm durch Götter, Geister und Zauberer verhängt und verursacht, ja selbst lebendige, feindselige Wesen geworden.“ In letzterer Hinsicht sei daran erinnert, daß z. B. Cholera und Pest auch in Pommern als böartige Wesen, als menschenfeindliche Unholde (Krankheitsdämonen) vorgestellt wurden; auch der jetzt nicht mehr gebräuchliche Ausdruck Bettzairle ist Bezeichnung für böse Geister, die dem Menschen an seinem Leibe und an seinem Gute, besonders an seinem Vieh Schaden zufügen. (Pom. Vöde. IV S. 149). Eine Hege hat einmal bekannt, daß es neuerlei „Holdichen“ gebe: rietende, splietende, blasende, zehrende, fliegende, schwillende, taube, stumme, blinde (Grimm a. a. O.).

Die größere Mehrzahl der altüberlieferten Krankheitsnamen ist noch jetzt im Volksmunde erhalten und wird von den plattdeutsch redenden Bewohnern der Provinz nicht nur verstanden, sondern auch angewendet; andere Namen aber scheinen heutzutage bereits völlig verschollen zu sein, so daß ihre Bedeutung nicht mehr zu ergründen ist, falls nicht zufällig ältere Namensklärungen dafür vorliegen.

Im Folgenden gebe ich eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung der mir aus Pommern bekannt gewordenen volkstümlichen Krankheitsbezeichnungen.

Abkürzungen:

B. St. = Baltische Studien.

Dä. = J. C. Dähnert: Platt-Deutsches Wörter-Buch, Stralsund 1781.

P. B. = Blätter für Pommersche Volkskunde, Jahrg. I—X.

Sch.-L. = Schiller-Lübben: Mittelniederdeutsches Wörterbuch Band I—VI.

Cr. Kb. = Crimwitzer Kofarzneibüchlein, Handschrift in Oktavformat mit 24 engbeschriebenen Seiten, stammt aus der Zeit um 1830. Das Büchlein ist mir von einem Mitgliede der Familie Dähn (ehemals zu Crimwiz auf Rügen) zur Verfügung gestellt worden.

Afnehm(en), besonders von kleinen Kindern gebraucht, die an Körperschwäche und allgemeinem Siechtum leiden. B. St. 36 S. 244. Bei Sch.-L. fehlt das Wort in dieser Bedeutung.

Adel, eine bösertige eiternde Entzündung am Finger. „Der Wurm im Finger“ Dä. S. 3. Vgl. Korresp. für nnd. Sprachf. XIV S. 35. XXI S. 13 (auch in der Form „Tadel“ vorkommend). XXVII S. 9. Grimm sagt: Eigentümlich ist der agf. Ausdruck adl (Fem.) für Krankheit. B. St. 36 S. 244 f.

Blattern, nicht nur Pocken, sondern auch andere Entzündungen, z. B. an den Augen, auf der Zunge. „Bleddern, kleine Hitzblasen“. Dä. S. 44. B. St. 36 S. 247. P. B. VIII S. 62.

Brand, Entzündung, die sich äußerlich bemerkbar macht: unterschieden als Kalter und Warmer Brand. B. St. 36 S. 248—255. P. B. I S. 110 f. VIII S. 64.

Buukbitt, Buukbet, Buukpit (Bauchbeißen), krampfartige Magen- und Darmkolik der Pferde und anderer Haustiere. B. St. 36 S. 284. Dä. S. 61. Sch.-L. I S. 446.

Darmgicht, d. i. Darmkolik bei Pferden. Cr. Kb.

Druje (Fem.), Schnupfen (und Husten) der Pferde, verbunden mit Anschwellung der Drüsen unter den Kinnladen. Cr. Kb.

Fallende Sucht, Fallsucht, d. i. Epilepsie. Nach Friedeborn: Stett. Geschichten II S. 50 gebar im Jahre 1554 ein Soldatenweib in Stettin eine Mißgeburt, die die Hebamme in einen Eimer Wasser warf mit den Worten: „Da habt ihr das Ballentövel!“ Dieses rätselhafte Wort hat Banzelow 1736 als „Balendüfel“ (d. i. Balant [Teufelsname] + Döwel) gefaßt; Wossidlo deutet es als „Fallendes Übel“, d. i. Epilepsie. Vielleicht kann es auch als „Fahlen [Füllen] + Döwel“ = Teufelsfüllen gefaßt werden. P. B. IV S. 77. 143. IX S. 161. Vgl. weiter unten Feigel, schwere Not, Schaden.

Feigel, Feiel, Feijel, Epilepsie, epileptische Krämpfe. Dä. S. 115 (die fallende Sucht). Vgl. Fallende Sucht, schwere Not, Schaden.

Fibel, Fiebel, eine Krankheit der Pferde. In einem Herenprozeß, der 1676 im Kr. Cammin ausgetragen wurde, wurde der Angeklagten vorgeworfen, das Pferd des Gutsherrn getötet zu haben; sie erwiderte darauf: man habe derzeit geredet, daß das Pferd „die Fiebel“ gekriegt habe und daran gestorben sei. P. B. V S. 65. Bei Ruhn und Schwarz Nordd. Sagen S. 451 Nr. 385 findet sich eine aus Swinemünde mitgeteilte Besprechungsformel gegen die Fibel der Pferde.

Fik. Nach Jahn: Volksfagen S. 390 Anm. sagt man im Kr. Schivelbein von einem Schwermütigen, der im Kopf nicht ganz richtig ist: „Dei hät dea Fik“. Dazu bemerkt Knoop, daß der Fik eine Krankheit bei Tieren ist. Monatsbl. IV S. 171. Nach Chr. Gilow: De Diere, Anclam 1871 S. 152 ist Fiek „der Riemenwurm“. Nach Sch.-L. I S. 14 wird das Fingergeschwür (adel) auch fik genannt. Ausführlicher V S. 251: Der vik ist als ein lebendiger, schlangenartiger Wurm gedacht, welcher, im Leibe von Menschen und Tieren wohnend, Beulen, Blattern, Warzen, Geschwüre, Blutungen hervorruft und den von ihm gepeinigten Geschöpfen Kraft und Leben aufzehrt; dieser alten Vorstellung entspricht es völlig, daß ein wirklicher Wurm diesen Namen führt: Ligula abdominalis, der Fiek, Gürtelwurm.

Fiekbuhl, Feigbeule, Dasselbeule, die Beule, die der Birzwurm in der Haut des Rindviehs verursacht, wenn er dort seine Eier ablegt. Gilow: De Diere S. 152. Dagegen Sch.-L. V S. 251: vikkule Feigbeule, Krankheit des Kopfes.

Fingermurm s. Adel.

Fistel, Fispel (Bispel), ein inneres Geschwür, das nach außen durchbricht. Heilmittel dagegen aus der Volksmedizin P. B. VIII S. 109. In einem dieser Mittel wird die Fistel mit dem „Kräsi“ (Krebs) identifiziert.

Fleegende Gicht, die herumziehende, an keiner bestimmten Stelle haftende Gicht. B. St. 36 S. 265—269. P. B. VIII S. 136. Nach Grimm hieß sie noch im 17. Jahrhundert in Holstein und an der Ostsee „dat varende, lopende Deer“. — Besonders schwere Gicht heißt Krampflicht. P. B. I S. 107 f. Vgl. weiter unten unter „Haarwurm“.

Flug, Fluck, Gliederreißen bei Menschen und Tieren. B. St. 36 S. 269. Sch.-L. V S. 289 bietet vluksucht (Fem.) = „Dysenterie?“ jedenfalls ein „Bauchübel“, wie aus dem angeführten Beispiel hervorgeht.

Fluß, allgemeiner Ausdruck für Krankheiten, die ein Ziehen oder Reißen in den Gliedern, bezw. in den Gelenken verursachen, insbesondere Rheuma, Herzgeßpann, aber es gibt auch „Fluß an den Augen“. B. St. 36 S. 247. P. B. VIII S. 125.

Flußgallen (Fem.), Krankheit der Pferde. Cr. Kb.

Freßblasen, s. weiter unten unter „Uklei“.

Füer, rot und brandig aussehende Entzündung der Haut, insbesondere der Rotlauf der Schweine. Auch in Zusammensetzungen „Loopend Füer“, „Fleegend Füer“, „Beulenfeuer“. B. St. 36 S. 286 f. P. B. I S. 111. X S. 86. Zuweilen wird Füer auch gleichbedeutend mit „Rose“ gebraucht.

Fuler (Fem) kommt neben „Adel“ in einer Swinemünder Besprechungsformel bei Kuhn und Schwarz a. a. D. S. 442 f. Nr. 336 vor. Welche Krankheit?

Gooshöden kriegen, ohnmächtig werden. Wörtlich ins Hochdeutsche übertragen: das Gänsehüten kriegen; volksetymologisch verdreht aus „eine Gänsehaut kriegen“. Zuweilen hört man auch

„dat Schwienhöden kriegen“, wahrscheinlich eine Analogiebildung zu der vorstehenden Redensart unter Anlehnung an das Zeitwort „beschwiemen“, das ähnliche Bedeutung hat: Schwinden der Besinnung, ohnmächtig werden.

Güldene Ader, d. i. Hämorrhoiden. Vier Heilmittel, die Güldene Ader zu kurieren, sind aus einem alten handschriftlichen Arzneibuch aus Henkenhagen (Kr. Kolberg-Rörlin) mitgeteilt in P. B. VIII S. 137.

Haarwurm, nach U. Sahn ein flechtenartiger, um sich fressender Ausschlag. B. St. 36 S. 262. Indessen sagt Grimm a. a. O. S. 672, daß die Fliegende Gicht auch „Haarwurm“ heiße. Eine Besprechungsformel, den „Hahr Wurm zu stillen“, findet sich auch in einem handschriftlichen Wolliner Besprechungsbuch aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Camminer Heimatkal. 1928 S. 88. Vgl. Sch.-L. II S. 211, wo ein altes Heilmittel wider den Haarwurm mitgeteilt ist.

Hahnentritt, eine Pferdekrankheit, deren Ursprung noch nicht völlig geklärt ist: das Pferd hebt eins der Hinterbeine, wie im Krampfe, übermäßig hoch. Gilow: De Diere S. 213 bringt das Wort ohne weitere Erklärung.

Hartspann, „Geschwulst unter den kurzen Rippen oder zwischen den Schultern“. Dä. S. 177. Verhochdeutsch „Herzgespann, Herzspannung“. B. St. 36 S. 270 f. P. B. VIII S. 137. IX S. 143.

Hartwurm, „eine Krankheit“. Dä. S. 177. Jetzt ist das Wort, das im Plattdeutschen auch zur Bezeichnung der Blindschleiche und des Spulwurms dient, in dem vorstehenden Sinne nicht mehr gebräuchlich. Aber wie C. Walther im Korresp. für nnd. Sprachf. XXXII S. 87 f. darlegt, findet sich bei Remnich: Polyglotten-Lex. der Naturgesch. 1793 I S. 495 und III S. 247 „Herzwurm“ in doppelter Bedeutung belegt: 1. als Spulwurm, 2. als ein im Herzen befindlicher Wurm, mit dem Zusatz: „Einfältige Leute glauben an einen Wurm, welcher sich im Herzen befindet und durch seinen Abgang den Tod verursachen soll“. Daß der Krankheitsdämon öfter in Wurmgestalt vorgestellt wird, s. unten unter „Wurm“. In einer Besprechungsformel (B. St. 36 S. 269) steht Herzwurm neben Fruchtwurm und Darmgicht.

Hajenhack, von Frix Reuter (Werke V S. 221) neben Schalm, Schiwel, Steingallen und Stollschwamm als Bein-, Fuß- und Hufkrankheiten der Pferde angeführt.

Herenschuß, plötzlich auftretender, heftiger Schmerz im Kreuz und in den Lenden. Weil die Krankheit in der Regel ohne ersichtliche Ursache auftritt und schwer zu heilen ist, schrieb man sie dem Einfluß der Heren zu.

Hilg', dat hilge Ding, die Rose, im Volksmunde unterschieden als Band-, Blätter-, Gesichts- und Gürtelrose. Warum gerade die Rose von den Alten als die „heilige“ Krankheit bezeichnet worden ist, ist nicht ganz klar; vielleicht wurde die Rose als eine von der Gottheit geschickte Krankheit angesehen, während die Krankheiten

allgemein als Auswirkungen der Unholden, der bösen Geister, später des Teufels angesehen wurden. Im alten Sachsenhause hieß der Dachraum unterhalb der Sparre auch „de Hilg“, weil dieser Raum als Aufenthaltort des Hausgeistes angesehen wurde. Wenn Mohnike: Sastrows Leben III S. 297 „dat Hillige Dindk“ als Gicht aufgefaßt wissen will, so ist das offenbar eine irrtümliche Deutung. Dä. S. 186. B. St. 36 S. 273 ff. P. B. II S. 46—48. VIII S. 174.

Hinſch, Keuchen des Viehs. Bei Gilow: De Diere S. 230 finden wir hinniken = wiehern.

Hirſchkrankheit ſ. Maulſperre.

Huuk, Huke, nennt man das Zäpflein im Halse. Dä. S. 298. Wenn das Zäpfchen geschwollen ist, heißt es: de Huuk — oder auch: de Tappen — is dalsackt. Um dem Übel abzuhelfen, pflegt man einige Nackenhaare des Patienten über einen Stock oder Knittel zu winden und diesen am Hinterkopfe zu befestigen. Dieses Heilverfahren nennt man „de Huuk uptrecken“. U. Haas: Rüg. Volkskunde S. 46. P. B. V S. 87. Gilow: De Diere S. 242. Sch.-L. II S. 328.

Inſchott, Einſchott, Einſchoß, Einſchuß, „eine Krankheit an den Brüsten säugender Frauen“. Dä. S. 207. Milchversatz an Brust und Euter (U. Jahn). B. St. 36 S. 271. 288. P. B. IX S. 143. Als Heilmittel dagegen empfiehlt Gilow: De Planten III S. 954 Feldkümmel.

Knirrband, Verstauchung des Handgelenkes, das bei Bewegung der Hand ein knirschendes Geräusch verursacht. B. St. 36 S. 301. P. B. VIII S. 138. Bei Gilow: De Diere S. 293 findet sich das Zeitwort „knirren“ = knarren. Vgl. Sch.-L. II S. 503.

Kramp (Fem.), Reißen und Ziehen in den Gliedern. In dem Hegenprozeß wider Sidonia von Borck kam folgendes zur Sprache: Der verstorbene Priester David Lüdecke hat von der Kanzel wegen des Todes des Klosterpförtners Winterfeld auf die Borcken als eine Heze geschmähet, daß sie denselben dieser Schmähungen wegen beim fürstlichen Consistorium verklagte und daß derselbe hiernächst, nachdem er viele Wochen vorher „die Kramp oder ein Reißen und Ziehen in allen Gliedern“ gefühlt, sich niedergelegt und in fünf Tagen verschieden sei. Darin aber stimmen die Aussagen überein, daß der Priester nach dem Tode im Gesicht und insbesondere an dem einen Fuß vom Knie bis an die Fußsohlen voller brauner Flecken gewesen und aus Nase und Mund geblutet, auch die Brust in die Höhe gestiegen und nächst dem Munde gestanden habe. Dähner: Pom. Bibl. IV S. 240. Vgl. P. B. VIII S. 155.

Krampfſicht, ſ. oben unter „Flegende Sicht“.

Kropp, d. i. Auswüchse am Halse bei Tieren und Menschen. Dä. S. 257. Sch.-L. II S. 578.

Lädwater, d. i. Gliederwasser. Bei gichtischen Anschwellungen der Glieder glaubt man, daß die Glieder mit Wasser gefüllt sind. B. St. 36 S. 346. Bei Gilow: De Diere S. 324 findet sich das Adjektiv „lädweich“ = gliederweich.

L a r m (Fem.) wird neben der Gicht in einer Besprechungsformel aus dem Kr. Bütow genannt. B. St. 36 S. 268. Was darunter zu verstehen ist, ist unklar.

L u t t e r m i g e (Fem.) eine Pferdekrankheit. Dä. S. 289.

M a u d e r, M a u r e, „Krankheit bei alternden Weibslenten“, im Unterleibe und in der Gebärmutter, die sie sich durch Erkältung zugezogen haben wollen; dann klagen sie: „Ick häbb mi dei Mauder verargert; as ick da henging, dat was 'ne groot Küll!“ Homann: Plattd. Wörterbuch (Manuskript).

Viele Leute, namentlich Frauen, glauben, der Mensch habe im Leibe ein Tier, welches „die Maurer“ oder auch „Maires“ genannt wird; ohne dasselbe könne ein Mensch gar nicht leben. Es soll ein froschähnliches Tier sein; manche meinen, es sei einer Maus ähnlich. Asmus-Knoop: Kolberger Sagen S. 97 f.

Unter der Maure verstand man früher das durch Blähungen im Leibe verursachte Aufstoßen. Im Kr. Kolberg-Körlin war eine Frau, die oft solches Aufstoßen hatte und dann zu sagen pflegte: „Mi kümmt d' Maure in de Höh!“ — Ein Knecht lag schwer krank: er konnte weder essen noch trinken und hatte furchtbare Blähungen und Schmerzen im Leibe; er hatte „die Maure“. Eines Tages brach er einen Frosch aus, und von dem Augenblicke an war er ganz gesund. P. B. VIII S. 87.

M a u k e, plattd. Muuk, eine Pferdekrankheit. Sch.-L. III S. 131 mugge(n) = Muke, Fußkrankheit der Pferde.

M a u l s p e r r e oder die sog. Hirschkrankheit, wenn ein Pferd das Maul nicht aufmachen kann und steife Glieder bekommt. Cr. Kb.

M i s b u l e s. unten unter „Peule“.

M o r k l a t t, Verfilzung des Haupthaars, das in Knäuel verwickelte Kopfhaar, sowohl bei Menschen als auch bei Tieren, z. B. bei Pferden in der Mähne und im Schwanzhaar. Diese Klatte mit der Schere wegzuschneiden, hält man für gefährlich und schädlich. Man nennt sie auch Weichselzopf, „weil sie in den Gegenden der Weichsel am häufigsten angetroffen wird“. Homann a. a. D.

Das Verfilzen des Haars bei Pferden wird den Pferdemahten schuld gegeben; denn wie die Menschen, so werden auch die Tiere, vor allem die Pferde, des Nachts von der Maht geplagt. Von der Tätigkeit dieses Nachtgespenstes scheint auch die Bezeichnung Morklatt herzurühren. P. B. X S. 84.

S c h w e r e N o t s. unten unter „Schaden“.

S k e l e i s. weiter unten unter „Aklei“.

P a d d e, P o g g', P a u, Krankheit des Viehs, bei der der Leib sich aufbläht, besonders häufig bei Rühen vorkommend. Natte Pogg', wenn das Vieh bei der Blähsucht den Urin lassen kann; Dröge Pogg', wenn es den Urin nicht lassen kann. Wie es scheint, liegt der Bezeichnung dieselbe Vorstellung zugrunde, die wir schon vorher bei der Maure antrafen, nämlich der Uberglaube, daß die Tiere einen Frosch im Leibe haben.

Dieselbe Krankheit wird auch als „Verfangen“ bezeichnet.

Dä. S. 356. Ruhn und Schwarz a. a. D. S. 450 Nr. 383.

Knoop: Hinterpom. Sagen S. 170 Nr. 140. B. St. 36 S. 291. 295 f. P. B. IX S. 7. 143. Sch.-L. III S. 358: Nach Frisch hier ist Bogge in der Prov. Preußen die Geschwulst, die sich zuweilen bei tragenden Kühen und Stuten am Unterleibe findet.

Peule, d. i. Beule, Pestbeule. Auch Misbule, d. i. böses Geschwür, eine Bildung wie Mißkram, d. i. Abort. P. B. V S. 128. 155. Beulenfeuer s. oben unter „Füer“. Im Holländischen heißen die Pocken „Peukel“.

Perlsucht, Lungensucht des Rindviehs.

Piephacke, Fußkrankheit der Pferde.

Pips, Erkrankung der Hühner. Als Heilmittel dagegen wird das Abziehen der Hornhaut von der Spitze der Zunge und das Eingeben derselben mit Butter und rohem Sauerkraut empfohlen. Bei Gilow: De Diere S. 433: Pipp, Pipp. Sch.-L. III S. 329: pip = Pips, Zipf, Schnupfen der Vögel, besonders der Hühner, wobei ihnen die Nasenlöcher verstopft sind.

Quienen, langsames Dahinsiechen, besonders von kleinen Kindern gebraucht. „Kränklich, ungesund sein; he hat lang quinet, d. i. er hat seit vielen Zeiten keine gesunde Stunde gehabt“. Dä. S. 368. Gilow: De Diere S. 447 deutet „quinen“ = kränkeln. Sch.-L. III S. 406: de quinende suke d. i. Schwindsucht.

Ramm (Mask.), krampfartiges Zusammenziehen der Muskeln im Bein, meist mit empfindlichen Schmerzen verknüpft. Vgl. Sch.-L. II S. 557 s. v. krampe. III S. 416 s. v. ram.

Rückblot, Rückblot, Krankheit der Kühe, bei der der Urin rot gefärbt ist. B. St. 36 S. 292 f.

Schaden, allgemeiner Ausdruck für Krankheiten jeder Art, auch für äußere Verletzungen. Insbesondere wird „Schaden“ und ebenso „die schwere Not“ für Epilepsie gebraucht. P. B. VIII S. 175.

Schalm und **Schivel** s. oben unter „Hasenhack“. Sch.-L. IV S. 105: schivelbên eine Fuß- oder Beinkrankheit der Pferde.

Schörbuk, volkstümliche Bezeichnung des Skorbut in Schifferkreisen.

Schule (Fem.) kommt neben Okelei und Misbule in einer Besprechungsformel des handschriftlichen Neustettiner Zauberbuches vor. Was damit gemeint ist, ist unerfindlich. P. B. V S. 128. 155 f.

Schwere Not s. unter „Schaden“.

Schwienhöden kriegen, s. oben unter „Gooshöden“.

Sehnenklapp (Fem.), Krankheit der Pferde. Cr. Kb.

Spatt, „eine Krankheit an den Beinen der Pferde“. Dä. S. 445. Bei Gilow: De Diere S. 587 ist das Wort auch „Spat“ und „Spath“ geschrieben. Sch.-L. IV S. 306.

Spuhl (Fem.) kommt neben dem Schwamm in einer Formel des Wolliner Besprechungsformelbüchleins vor. In einer ähnlich lautenden Formel aus Hinrichshagen (Kr. Greifswald) heißt es „Schwamm und Sch Maul“. Was mit Spuhl, bezw. Sch Maul gemeint ist, ist nicht zu ergründen. B. St. 36 S. 282 Nr. 289. Camminer Heimatkal. 1928 S. 87 f.

Steingallen s. oben unter „Hasenhack“.

Stodt, Stoß im Auge, Entzündung des Auges, die durch Zugluft entstehen soll. Bei Kuhn und Schwarz a. a. O. S. 442 Nr. 336 heißt es „das (!) Stot“ und wird als „Reißen am Auge“ erklärt. B. St. 36 S. 246. Camminer Heimatkal. 1928 S. 87.

Stollbuul, Stollbeule, bei Pferden eine Geschwulst am Ellbogengelenk. Gilow: De Diere S. 613.

Stollschwamm s. oben unter Hasenhack.

Suchten, d. i. Seuchen, langwierige Krankheiten, unterschieden als Frieselsucht (ein Hautausschlag), Gelsucht, Lungensucht, Milzsucht, Schwindsucht, Wasserfucht u. ähnl. Als Heilmittel gilt das sogenannte „Suchtenbrechen“, wobei neun kleine Holzstäbchen von neun verschiedenen Holzarten gebrochen werden. Eine ausführliche Beschreibung dieses altertümlichen Heilverfahrens ist in Pom. Heimat VII S. 18 (aus dem Kr. Demmin stammend) mitgeteilt. Vgl. A. Haas: Rüg. Vhde. S. 46. P. B. V S. 87. VIII S. 188. Fr. Kräuter: Läusehen un Riemels I Nr. 21.

Süük, d. i. Seuche, insbesondere die Seuche der jungen Hunde. Scherzhaft gebraucht von Menschen, „die gerne krank sind“, die bei geringfügigen Anfälligkeiten sich so anstellen, als ob es sogleich zum Tode gehe. Von solchen Menschen sagt man wohl: „Se hebbden de Süük!“ wobei vielleicht noch unbewußt der Zusammenhang zwischen „Seuche“ und „siechen“ mitwirkt.

Tippel (Mask.), „wenn einem Vieh dummlisch ist, d. i. wenn es den Tippel hat“. B. St. 36 S. 293. Gilow: De Diere S. 649 führt „Tippen“ (schwedisch) = Pippis, eine Krankheit an.

Uklei (Fem.), Okelei, Eiterblasen unter dem Fuß, in denen gelbes Wasser sitzt. Dasselbe Ubel kommt auch an den Händen vor (aus Süchtigkeit) als sogenannte Freßblasen. P. B. V S. 128. 155 f.

Verfangen s. oben unter „Padde“.

Verrufen, Krankheit, die einem Menschen oder Tier von einer Heze oder einem böswilligen Nachbar angewünscht oder durch den sogenannten bösen Blick verursacht ist. B. St. 36 S. 297 ff.

Verschlagen = Verfangen (bei Pferden). Cr. Kb.

Vißpel, s. oben unter Fistel.

Wlissen, im Wolliner Besprechungsformelbüchlein angeführt. Welche Krankheit? Camminer Heimatkal. 1928 S. 88 f.

Wehdag', anhaltende Schmerzen verschiedener Art, z. B. Lähnwehdag' (Zahnschmerzen), Krüüzwehdag' (Kreuzschmerzen) u. ä. Andere verstehen unter „Wehtage“ Druck im Magen und Schmerzen im Gedärm. B. St. 36 S. 304 ff. P. B. V 13. 25. 71.

Wurm, Worm, Wörm' (Würmer), bösertige Entzündungen verschiedenen Ursprungs, auch in Zusammensetzungen, wie Finger-, Freß-, Furcht-, Hart-, Speckwurm u. ä., oder nach der Farbe unterschieden als schwarze, rote, weiße Würmer. Allen diesen Benennungen liegt die Vorstellung zugrunde, daß der Krankheitsdämon in Wurmgestalt auftritt. Vgl. oben unter Haarmurm, Hartwurm. Meier: Deutsche Volkskunde S. 111. B. St. 36 S. 269. 299. 305. Bei Gilow: De Diere S. 749 findet sich „Wormbuul“, d. i. Wurmbeule.

Bericht über die Versammlung.

Studienrat Dr. F. W. Schmidt sprach am 19. März d. J. in unserer Gesellschaft über „Neue Wege in der Volksfagenforschung“:

Es handelt sich um methodische Untersuchungen, die zu einem Teil zu Gegensätzen gegen früher übliche Methoden führen, zum größten Teil aber alte Bahnen nicht verwerfen, sondern nur verbessern wollen durch eine exakter durchgeführte Forschung und durch neue Zielsetzungen.

Dr. Schmidt gab zunächst einen Bericht über seine eigene Sammeltätigkeit in den Jahren 1926 und 27, in denen er sämtliche Dörfer des Kreises Pyritz (über 100) ein oder mehrere Male persönlich aufgesucht hat, in den Ferien von seinem Heimatdorfe Briezigg, sonst mit dem Motorrade von Stettin aus. Er hat dabei über 1000 Sagen aufgenommen.

Schon 1910 als Schüler von Geheimrat Holsten hat er Sagen aus dem Volksmund aufgezeichnet, dann 1913 auf Grund des Sammelauftrufs von Prof. Haas und 1918 bei der Aufnahme von Flurnamen. Er machte sich beim Erzählen kurze Notizen und schrieb dann zu Hause die Sagen fertig oder schrieb die Sage gleich beim Erzählen nieder, wobei sein Ziel war, genau das zu schreiben, was die Leute sagten. Das ist wohl die im allgemeinen übliche Methode. Und doch befriedigten ihn die 200 Sagen, die er bis 1919 gesammelt hatte, nicht. Das Schema vieler Sagen war: „In der Nähe von . . . liegt . . . dort soll früher . . . die Leute erzählen, daß . . . hätte . . . man sei . . .“ Das war ihm einfach zu langweilig. Er gab die Sagen trotz Aufforderung nicht heraus.

1922/23 besorgte Dr. Schmidt für den Verlag Diesterweg die pommerische Heimatausgabe des Lesebuches für höhere Schulen „Lebensgut“. Er wollte auch Sagen hineinnehmen und suchte alle vorhandenen Sagenbücher nach geeigneten Stücken durch, fand aber kaum welche. Entweder waren es tote trockene Berichte oder künstlich von einem Gebildeten neu erzählte Sagen oder aber gar Gedichte über Sagenstoffe. Alle drei Typen mußten als literarisch wertlos abgelehnt werden. Wirkliche Volksfagen waren das nicht. — Woran lag das nur, daß die Sagen, die Mudder Theelsch einst an langen Winterabenden den Kindern im Hause seiner Eltern erzählte, so viel packender gewesen waren? Da mußten grundsätzliche Fehler in der Methode der Sagensammlung vorliegen!

Als 1925 der Vortragende von Prof. Haas zur Herausgabe eines Sagenbuches für den Kreis Pyritz aufgefordert wurde und dessen Material (ca. 150 Sagen) übertragen bekam, da beschloß er, vorläufig kein Sagenbuch mehr anzufassen und ganz selbständig ohne literarische Beeinflussung an die Arbeit zu gehen.

Aber die Sagen, die er auf seinen Aufruf hin bekam, waren genau so, wie die anderer Sammler, z. B.: „Ein Mann ging nachts von Werben nach Schöningen. Kurz vor dem Dorfe zog mit wildem Brausen und Geheul, vom Madüsee kommend, die wilde Jagd den Paßbergen zu . . .“ Das ist eine tote Bücherzählung.

Dr. Schmidt sah sich infolgedessen gezwungen, einen anderen

Weg einzuschlagen. Er kaufte sich ein Motorrad und fuhr fast jeden Sonnabend und Sonntag im Sommer in den Kreis und arbeitete Dorf für Dorf selber durch: der erste Weg ist zum Lehrer, der durch den Aufruf schriftlich schon vorbereitet ist. Meist sagt er, es gäbe keine Sagen mehr im Dorfe, oder er erzählt einige, aber alle im selben trockenen Berichterstellerstil. Doch wertvoll ist der Lehrer als Auskunftsperson: wo wohnen alteingesessene Leute? Sofort zu ihnen, eingeführt durch den Lehrer oder auch jemand anders, am liebsten aber ganz allein. Es genügt schon, wenn man den Leuten einen Gruß übermitteln kann. Einem Fremden, der ihre Art und Sprache versteht, erzählen sie solche Sachen wie Sagen lieber als den einheimischen Pastoren oder Lehrern oder Gutsherren. Nur in manchen Fällen ist alle Mühe vergeblich. Den meisten öffnet man aber schnell den Mund, wenn es sein muß dadurch, daß man ihnen zuerst selber eine Sage erzählt. Dann geht es meist los, manchmal stundenlang hintereinander.

Viele wollen sich die Sache zunächst bequem machen, indem sie nur kurz den Inhalt der Sage erzählen wollen, viele wollen auch eigene Erklärungen beimengen, um zu zeigen, daß sie aufgeklärt sind. Da heißt es, aufpassen und sie dahin bringen, daß sie alles genau so erzählen, wie es im Volk schon immer erzählt worden ist. Und nun hörte der Sammler den reinen, klaren, unverfälschten Sagenborn sprudeln!

Das waren keine Berichte über Sagen oder tote Bucherzählungen, sondern alles lebendige Spracherzählungen. Jeder Sagen-erzähler hat seine Besonderheiten, und doch lassen sich bestimmte Sagentypen erkennen: 1. Trümmer von echten Sagen. 2. Die Erlebnis-skizze über ein selbsterlebtes wunderbares Ereignis. 3. Die Erzählung über ein Erlebnis anderer. 4. Der Bericht über ein sagenhaftes Ereignis oder eine alte sagenhafte Überlieferung. 5. Unterjuchung über einen sagenhaften Tatbestand.

Alle diese Formen sind in lebendigem Sprachstil gesprochen, und zwar entweder in der Form a) der dramatischen Gesprächs-sage, b) der doppel-seitigen (episch-dramatischen) Ereignis-sage, c) der ein-seitigen (rein epischen) Ereignis-sage.

Die Sagen, die als Beispiele dafür vorgetragen werden, überraschen in der Tat allgemein durch ihre Lebendigkeit.

Eine Fülle von Einzelergebnissen wird kurz berichtet: z. B. die Kennzeichen des reinen Sagensprechstils nach Form (Rhythmus, musikalischer Reichtum, Lautmalerei, Stabreim, Naturlaute, Neuworte, Bildlichkeit, Formeln, Wiederholungen, Grammatisches) und nach Inhalt (genaueste Bestimmtheit der Personen, der Ortlichkeit, des Ereignisses, Glaube an das Wunderbare, an eine sittliche Weltordnung, oft pessimistische Grundstimmung, Sachlichkeit, Kürze, Klarheit, Fehlen verstandesgemäßer Erklärungen). „Vörvertell“ und Schluß werden von den Sammlern meist nicht beachtet, sind aber sehr wesentlich.

Nur die so wortwörtlich an Ort und Stelle protokollierte Sprecherzählung ist eine einwandfreie Quelle. Form und Inhalt ge-

hören eng zusammen. Neben dem Protokoll ist ein Sagentagebuch über die Erzähler und ihr Milieu von Wert.

All diese Feststellungen über die Form der Sage hat Dr. Schmidt hier erstmalig gemacht, sie finden sich sonst in den Werken über die Sage oder in Sagensammlungen nicht. Er stellt aus dem Bisherigen als neue Forderungen bezw. Feststellungen auf: 1. Die „kleinen Leute“: Arbeiter, Handwerker, Büdner liefern die besten Erzählungen. 2. Die Berichte von Lehrern und anderen Gebildeten, auch von gebildeten Bauern, müssen sehr kritisch behandelt werden, auf keinen Fall dürfen sie wörtlich als wissenschaftliche Quelle behandelt werden. 3. Als Fremder, der mit der Art der Leute vertraut ist, macht man bessere Ausbeute als der Einheimische. 4. Männer sind die eigentlichen Träger der Überlieferung, Frauen nur in bescheidenem Maße. 5. Auch Kinder können Quellen sein. 6. Die Erzähler müssen wirklich zum Erzählen gebracht werden. 7. So fortige protokollarische Niederschrift. 8. Sagentagebuch. 9. Die Sagensammlungen haben sich auf Sagen zu beschränken. 10. Die Reinheit des Sprechstils ist zu wahren. 11. Die Volks Sage hat ihre eigene Form wie das Volkslied. 12. Der Stoffumfang einzelner Erzähler ist festzustellen. 13. Trümmer zusammensuchen zur Feststellung der ursprünglichen Sage. 14. Ziel: nicht allein geschichtliche Tatsachen über den Glauben unserer Vorfäter suchen, sondern auch den Glauben der Gegenwart feststellen. 15. Den Blick nicht bloß rückwärts, sondern auch vorwärts richten. 16. Ursprüngliche Überlieferung absondern von Buchgeschichten. 17. Achten auf Verdunkelungen und Verfälschungen. 18. Vergleich mit ähnlichen Sagen in Deutschland. 19. Vergleich der deutschen Sagen mit denen anderer Völker.

Dr. Schmidt zog nun eine Horizontallinie und stellte seine Erfahrungen in Vergleich zu denen anderer Sagenforscher der Gegenwart — und eine Vertikallinie und ordnete seine Ergebnisse methodengeschichtlich ein in die Geschichte der volkskundlichen Wissenschaft, indem er die Methode der Forscher und den Stil ihrer Sagen kritisch untersuchte.

Oberstudiendirektor Dr. Friedrich dankte als Vorsitzender der Gesellschaft dem Vortragenden. Er bedauerte nur, daß diese letzte Winterversammlung so schlecht besucht war, sodaß nur ein kleiner Kreis von Zuhörern diese durch die Fülle von persönlichen Erlebnissen und Einzelbeispielen so lebendig gestalteten Ausführungen hören konnte.

Dann führte Dr. Friedrich noch die Lichtbilder aus seinem kürzlich gehaltenen Vortrag über den Logengarten mit einigen Erläuterungen vor. Auch die Bilder aus der Gegenwart werden bald geschichtliche Dokumente sein, da dem Logengarten größere bauliche Veränderungen bevorstehen.

Inhalt.

Anzeigen und Mitteilungen. — Der Logengarten in Stettin. — Nochmals das Haus in Stettin Luisenstraße 13. — Das älteste Stettiner Adreßbuch. — Volkstümliche Krankheitsbezeichnungen aus Pommern. — Bericht über die Versammlung.

Für die Schriftleitung: Staatsarchivdirektor Dr. Grotefend in Stettin. — Druck: Herrcke & Lebeling in Stettin. — Verlag der Gesellschaft für Pomm. Geschichte u. Altertumskunde in Stettin.